

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 4

Artikel: Lob des Waldes
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

her ist der Geldsinn so ungemein rege geworden und beschattet unsern Blick für den Sinn des Geldes, ja unsern edelsten Sinn: die Schaukraft für den Sinn des Lebens.

Aber ich vergesse den Bezug zur Freiheit. Wir haben gesagt und gerühmt, dass sich viele Schweizer aus dem Willen heraus, sich die persönliche Freiheit in womöglich allen Lebenslagen zu wahren, aufs Sparen verlege. Das Geld ist ihnen also auch ein Mittel zur Freiheit. Da ereignet sich nun aber auf diesem Wege öfters als man glaubt etwas Unheimliches. In einer Art von kaltem Krieg und aus einem teuflisch zu nennenden Hinterhalte heraus kommt es zu einer unheilvollen Umkehr des Verhältnisses. Der freie Schweizer hat einen Herrn bekommen, und zwar wird er ausgerechnet von dem beherrscht, der ihm die Freiheit verbürgen sollte, nämlich vom Schweizer Franken, der also nicht selten aus einem Mittel zu Zweck und Ziel des Lebens wird. Es ist wirklich wie verhext: man wollte dank dem Gelde äusserlich recht frei sein und hat nun die innere Freiheit gerade an dieses Geld verloren.

Keiner lache, keiner fühle sich gezeit gegenüber dieser schleichenden Auskühlung unseres Lebens. Die Gefahr lauert in jedem. Es ist nämlich nicht leicht, den Tag über alle Dinge, Rübli und Bü-

cher, Schokolade und Almosen auf Franken und Rappen zu beziehen und dann die ständig befragte Bewertungsstelle auszuschalten. Und doch muss man die Kraft dazu haben, die Freude am grossen Wozu? Sonst verkümmert man im Herzen, und dagegen hilft kein Tausendguldenkraut, und auch tausend Gulden vermöchtens nicht, am ehesten aber der Hinweis auf das Wort: «Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele.»

Jetzt beginnt der Fünfliber noch zu predigen, denken viele. Es sind diejenigen, welche mich zwar umwerben, aber eben nicht rundherum kennen. Sonst wüssten sie, dass wir Fünfliber seit Jahrzehnten predigen, aber freilich kurz und bündig. Lies einmal, was auf der Schmalseite steht: Dominus providebit, zu deutsch: Gott der Herr wird für uns sorgen. Dieses Wort möge denen, welche sich vom Gelde Freiheit für Kind und Kindeskind versprechen, den Weg zu einer noch länger dauernden, nämlich ewigen Freiheit weisen. Da wird der Mensch mit Gut und Geld neu geeicht, und Gott sagt ihm durch sein Gewissen, als Bescheid auf sein Gebet, wo das Sparen aufhört eine Tugend zu sein und wo das Geld Dienstpflicht im Reiche Gottes hat und mithelfen darf, frohe Liebe zu stiften.

Georg Thürer

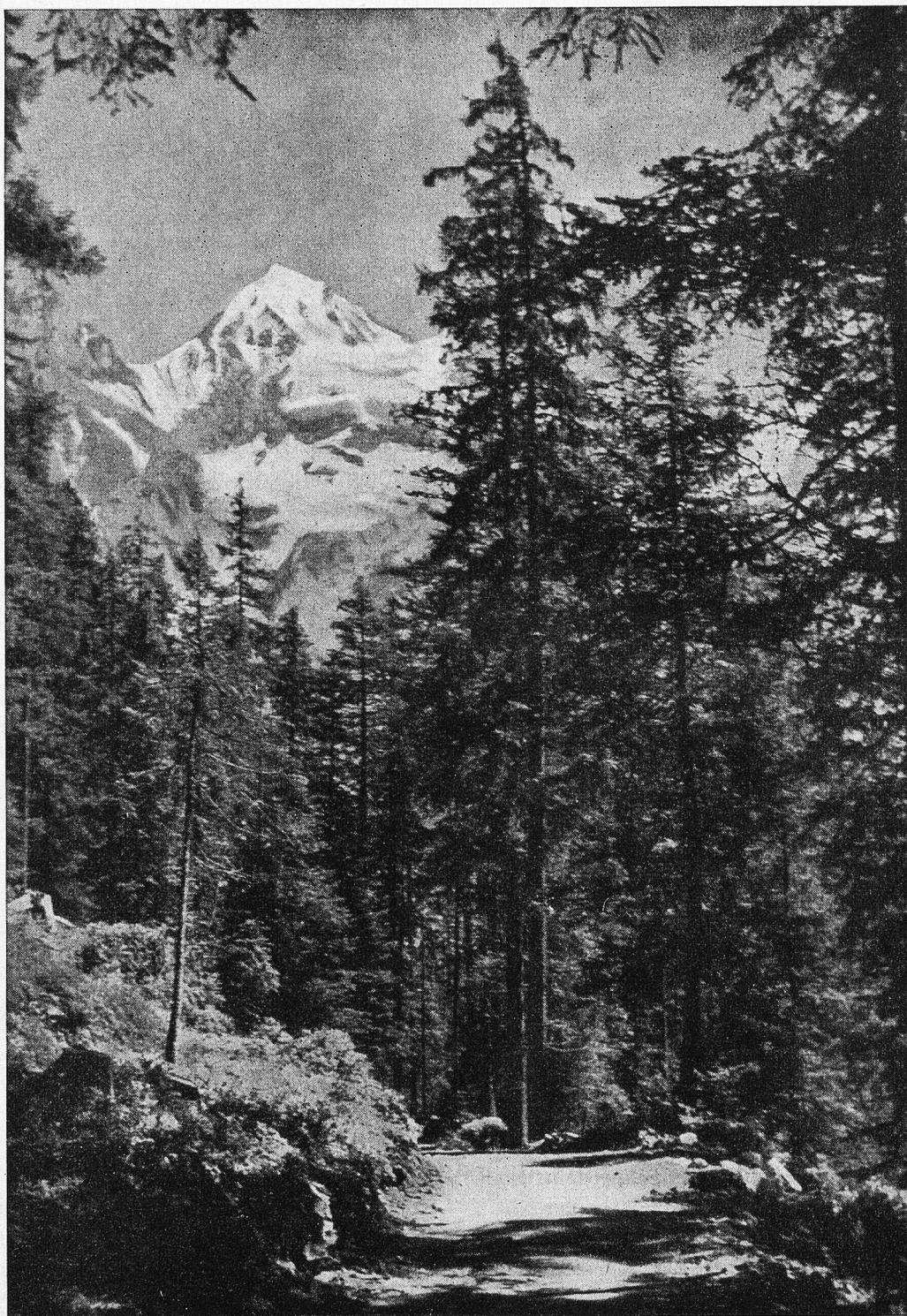
Lob des Waldes

Unsere Heimat ist auf der ganzen Erde ihrer Naturschönheiten wegen bekannt. Dieser Ruhm entstammt der gar nicht so weit zurückliegenden Zeit, da das Gefühl für die Wunder der Alpen erwachte. Man glaubt heute kaum, dass noch Jahrzehnte nach Rousseau und Albrecht von Haller Villen am Genfersee so gebaut wurden, dass ihre Fenster sich vom Ausblick auf die damals grauerregenden und «abscheulichen» Schneegebirge abkehrten und nur auf die Rebberge schauten.

Doch bald da, bald dort regte sich dann die Sehnsucht nach den fernen weissen Gipfeln, und Jahrhunderten der Gleichgültigkeit folgten Jahrzehnte der Schwärmerei. Nun wurden landschaftliche Herrlichkeiten der Schweiz sprichwörtlich: ferne Gegenden feierten stolz ihre meist nur bescheidenen Reize mit Zunamen wie Holsteiner Rigi, Sächsische Schweiz, chilenisches Matterhorn und so weiter. Forscht man solchen Gefühlswandlungen

tiefer nach, so zeigt sich, dass das neue Naturgefühl im Grunde nur den Hochalpen, den Gletschern und auch noch einigen Seen galt. Das ursprünglich Abstossende war zum einzig Anziehenden geworden. Auf einmal sah man in der Schweiz nur noch das Land kühner Gipfel, bewohnt von unschuldigen Hirten, von Ziegen, Schafen, Gamsen und Murmeltieren.

Nach 1856 schilderte eine französische Zeitschrift (und zwar eine forstwissenschaftliche!) Schaffhausen als von Lawinen verwüstet, und in den Felsen am Rheinfall nisteten Lämmergeier. Es gab Jahre, da Touristen aus Preussen, Dänemark, den Niederlanden glaubten, den berühmten Gebirgsboden der Schweiz schon in Basel nur ange-seilt und mit Gletscherpickel betreten zu können... Dass aber, im Gegensatz etwa zu Schottland, Italien, Spanien, der Wald bei uns den Zauber landschaftlicher Schönheiten wesentlich mitbestimmt,



Am Weg zum Oeschinensee

wurde immer übersehen. Kein Reisehandbuch erwähnt ihn, kein Baedeker gönnt ihm ein Sternchen. Er wurde immer vergessen, gerade so wie man des Mangels und der Krankheiten nicht gedenkt, solange man glücklich und gesund bleibt. Wenn er fehlte, dann freilich würden ihn alle vermissen und sich nach ihm sehnen, gerade wie Leidende nach der Genesung. Unser Land würde uns ohne den Wald öde und wüst erscheinen. Man stelle sich das Rütli an baumloser Steilhalde vor, eine kahle St. Peterinsel oder Au und Ufenau, die Oberengadiner Seen entblösst von ihren Lärchensäumen. Alle Schlösser von Valangin bis Tarasp, die Wasserfälle von Vernayaz bis zur Tosa, ja sogar Alpen und Gletscher würden ohne den sie umrauschen oder in der Tiefe flüsternden Wald Juwelen ohne Fassung bleiben.

Der Wald darf und soll aber auch um seiner selbst willen geliebt werden. Erst dann erschliesst er seine eigentümlichen Schönheiten, nur dann wird er sich als das uralte, aber ewig junge und natürlichste Mittel erweisen, einen gesunden Geist in gesundem Körper zu erhalten und zu bewahren. Viele klagen über Lärm und Unruhe, schleppen aber beides mit an fernen Strand und in die höchsten Berge.

Es ist bedauerlich, dass manchen Menschen der altväterliche, sich kaum wandelnde Wald wenig zu bieten vermag; den allzu Modernen bedeutet eine fünf Jahrhunderte alte Eiche — an sich ein ehrwürdiges Naturdenkmal — nur ein Aergernis aus längst überwundener Zeit. Um so mehr wird es Pflicht, den heimatlichen Wald zu preisen und die Wege zu ihm zu weisen. Der Wald gehört allen; ohne ihn wäre unser Land öde, farblos, unfruchtbar, heute dürr, morgen überschwemmt. Ohne Wald wären Jura und Voralpen zu trostlosem Karst und steinigen Sierren entartet. Dem Wald verdanken wir die Speicherung von Quellwasser, den Schutz von Weilern und Weiden vor Steinschlag, Erdbeben und Lawinen. Freilich war auch bei uns schon viel verdorben, als die unendlich wichtigen Wohlfahrtswirkungen des Waldes endlich erkannt wurden. Allzu lange war der Wald zugunsten der Weide zurückgedrängt worden; die sich immer wieder vorwagenden Bäumchen wurden ausgerissen oder verbrannt. Ziegen frassen die Knospen ab, so dass nur verkümmerte «Geisstannli» aufkamen; Grossvieh verwundete und zertat Boden und Wurzeln; Steine rollten herab, und an steilen Hängen wurde der Humus weggeschwemmt.

In den Alpen deutet oft lediglich ein verwilderter Alpenrosengürtel die frühere Waldgrenze an. Dort halten sich meist nur noch als verlorene Nachhut der zart hellgrünen Lärchenwälder, der blau-grünen Arvenbestände und der dunkeln Rottannenforste einzelne sturmerfahrene, narbenstolze Kämpen, die noch neben Gletschern schneegebeugt, wildverbissen, windzerzaust, flechtenbehangen, angenagt, blitzgetroffen Jahrhunderte törichter Menschengeschichte überdauern. Zu den Füßen dieser knorrigen, verwitterten Greise aber erblühen Jahr um Jahr für einen kurzen Lenz Alpenrosen und blaue Enzianen. Ja, sogar Gleichgültige und Ueber-sättigte geben zu, dass solche Kampfzonen landschaftlich Herrlichstes bieten.

Aber der Wald wäre fast überall schön, wenn man ihn beobachten lernte, wieder mehr wanderte und sich das so einfache wie unvergleichliche Lab-sal gönnte, seine Lungen mit Tannen- oder Föhrenduft zu füllen und seine Sinne in Buchenrauschen und Birkengeflüster zu erholen. Alles würde besser gehen, wenn man mehr ginge; so meinte schon der begeisterte Wanderer Seume in seinem «Spaziergang nach Syrakus». Sensationsgierige wenden ein, der Wald langweile und ein Baum gleiche doch immer dem andern. Ach nein! Wir brauchen nur recht umherzuschauen. Lernen wir beobachten! Befreunden wir uns mit den Bäumen! Dann werden wir froh verwundert in ihren Arten so starke Unterschiede erkennen wie bei Menschen verschiedener Völker und Rassen. Schon ihre äussere Erscheinung ist ja durchaus wechselnd; niemand wird eine Birke für eine Eiche, eine Buche für einen Ahorn halten. Aber auch die inneren Anlagen der Bäume, ihr Charakter sozusagen, ihr Verhalten zu ihren Nachbarn, zum Boden, zum Licht, zum Regen, zur Kälte, ihre Ansprüche, ihr Wachstum, ihr Wert, ihre Empfindlichkeit gegen feindliche Insekten und Pilze, ihr Altern, ihre Sorge für die Nachkommenschaft sind von Art zu Art, ja oft von Baum zu Baum mannigfaltig verschieden. Nur selten wird der Wanderer in unserem Land noch schnurgerade Reihen von Rottannen (Fichten) sehen; die aus dem Ausland eingeschleppte Manie solcher vermeintlich besonders rationeller Pflanzungen ist bei uns überwunden; schweizerische Forstwirtschaft will gemischten, ungleichalterigen Wald — wie ihn unberührte Natur erzeugt —, wo natürliche Verjüngung verschiedener Arten unter dem Schutz der Mutterbäume gedeiht und stufenweise ins mittlere und obere Stockwerk hinaufwächst. Wie jenes Mädchen der griechischen Me-

tamorphosensage noch nach der Verwandlung in eine Blume das Antlitz dem Sonnengott Helios zuwendet, so sucht jeder einzelne Baum die belebenden, wärmenden Strahlen. Dem innern Gesetz des Heliotropismus folgend, kehren sich sogar starke Eichen, Föhren, Lärchen mit ungeheurer Gewalt dem Lichte zu. An jedem Waldrand könnt Ihr es beobachten. Weniger lichtbedürftige Holzarten, besonders die Weisstannen, vermögen viele Jahrzehnte lang, oft länger als ein Menschenleben, unterdrückt, bescheiden und ganz übersehen im Schatten zu warten, bis auch sie das Sterben greiser Nachbarbäume, Windwurf oder aber bewusst geleitete Freistellung auf einmal dem Wachstum zuführt. Rasch strebt nun das Tännchen in die endlich licht gewordene Höhe, und auf einmal reihen sich nun breite Jahrringe an den allzulange verkümmerten engen Kern. Zwischen schattenertragenden und lichthungrigen Arten währt seit Jahrtausenden ein zäher Kampf. Ganze Generationen der scheinbar so gewaltigen Eiche sind im Dunkel von Buchenwäldern untergegangen und für immer verschwunden. Schaut sie andächtig an, die paar knorrigen Eichenriesen, wie sie sich da und dort zerstreut noch erhalten haben. Wer weiss, vielleicht wird unsern Kindeskindern der Anblick alter Eichen fast unbekannt sein.

Bei jeder Wanderung im Wald beobachten wir zahllose neue Merkwürdigkeiten. Jede Jahreszeit besitzt ihre eigenen; auch jede Witterung. Für solches Wandern gibt es kein zu schlechtes Wetter, höchstens zu gute Kleider. Im Winter lassen sich zum Beispiel die Ablaufwinkel der Aeste so schön erkennen, dass man sie am liebsten gleich nachzeichnen möchte. Bei einzelnen Holzarten stehen die Aeste waagrecht vom Stamm ab, bei andern so spitz, dass sie beinahe parallel mit ihm laufen. Weisstannen besitzen breite Gipfel, sogenannte Storchennester, Rottannen pyramidale. In welche Bäume mag der Blitz mit Vorliebe schlagen? Je mehr man den Rätseln des Waldes nachspürt — noch lange nicht alle sind gelöst —, desto rascher wird er zum Freund. Goethe sagte einmal zu Eckermann, unter Birken aufwachsende Menschen würden wohl ganz anders fühlen als unter Eichen lebende.

Nein, der aufmerksame Waldwanderer wird sich gewiss nie langweilen. Er braucht aber auch gar nicht Rätsel zu lösen. Ganz unvermerkt wird er einen andern, noch viel grössern Gewinn spüren.

Wie jene Söhne zwar vergeblich im Acker den vom sterbenden Vater verheissenen «Schatz» suchten, aber durch ihr stetes Umarbeiten köstlichen Ertrag erhielten, den wirklichen Schatz, so wird der Wanderer im Wald tief aufatmen und sich erfrischt, entspannt, gesunder fühlen. Ob die Baumkronen in leisem Winde lispeln oder im Sturm rauschen und brausen — er wird plötzlich lächeln und all das Waldweben nur als Stille und Harmonie empfinden. Denn der aufreizende, erbitternde, weil meist sinnlose Lärm städtischen Alltags ist verstummt. Die Bäume hasten nicht; vor ihrem festen Verwurzelte sein fällt unsere Unrast ab; wir besinnen uns auf die Unwichtigkeit so mancher Aufregung und Eile, womit doch nichts erreicht wird. Aerzte mögen im einzelnen die ausgezeichnete Wirkung ozonhaltiger Waldluft auf Blut und Nerven nachweisen. Jeder Wanderer spürt sie. Wir wissen aber auch, wie viele Dichter und Denker von je dem Wald ihre Sorgen und Freuden anvertraut und schliesslich, gereift, beruhigt, entsagend nur ihm allein lauschten. «Jetzt rede du!» sprach der alternde Conrad Ferdinand Meyer zum Wald. In ihm mildern sich Leiden und Trauer.

Um noch echte Waldesstimmung zu erfahren, wandere man mit Vorliebe an Wochentagen. Oder wie wäre es, wenn Ihr an Feiertagen schon in der Frühe auszöget? Von der Waldesmorgenpracht geht ein Hauch kräftigender Frische aus, und Blumen und Beeren sind noch ungepflückt. Alle Vögel sind munter; sie zwitschern, singen, jubeln, und der Specht hämmert an den Bäumen. Auch Eichhörnchen werden wir bestimmt sehen. Und in früher Morgenstunde besteht die Möglichkeit, seltenere Tiere wie den Fuchs und Dachs, wohl auch Schlangen zu beobachten. Die in Stadtnähe immer seltener werdenden Pfauenaugen, Schwalbenschwänze, Schillerfalter, Trauermäntel werden wir auf einsamer Waldlichtung bewundern können. — Wo immer wir den Wald durchwandern, wird seine Natur Gesunde stärken und Kranken zur Genesung helfen.

«Paradeisos» hiess bei den alten Persern Wildpark und Wald. Doch ihr Land ist seit vielen Jahrhunderten entwaldet und kahl. Späte Nachkommen beklagen die Rodung jener uralten «paradeisoi» wie ein verlorenes Paradies.

Aus der Vierteljahresschrift «Vita-Ratgeber», herausgegeben von der «Vita», Lebensversicherungs-Gesellschaft in Zürich.